

„Steine flogen wie Konfetti“

Blick auf die Ukraine-Krise beim goEast-Filmfestival 2015

Jens Dehn

Der Krieg in der Ukraine und die zunehmenden Spannungen des Westens mit Russland treiben auch die in der Region lebenden Filmmacher um. goEast, das Festival des mittel- und osteuropäischen Films, das im April zum 15. Mal in Wiesbaden stattfand, widmete sich diesem und anderen Krisenherden im Osten des Kontinents mit einer gesonderten Sektion.



Kiew brennt (All things ablaze)

Der europaweit ausstrahlende Nachrichtensender euronews hat sich vor allem durch das Format *No Comment* einen Namen gemacht. Wer die Internetpräsenz von euronews besucht, findet hierzu folgende Erklärung der Redaktion: „Bei euronews glauben wir an die menschliche Intelligenz und denken, dass es die Aufgabe eines Nachrichtensenders ist, jedem Menschen genügend Material zur Verfügung zu stellen, damit er sich seine eigene Meinung über die Welt bilden kann.“

Wir glauben auch, dass Bilder manchmal ohne Erklärungen oder Kommentare auskommen. Deshalb haben wir *No Comment* [...] geschaffen: So wollen wir die Welt aus einem anderen Blickwinkel zeigen ...“

Das durchaus reizvolle, das *No Comment* durch die weitgehend (vom Schnitt abgesehen) ungefilterte Wiedergabe von Geschehnissen gewinnt, ist zugleich auch sein größtes Problem: Ohne jegliche Kommentierung, ohne Erklärung der Zusammenhänge ist das Geschehen mitunter äußerst schwer einzuordnen. Der Mangel an Kontext kann im ungünstigsten Fall auch zur völligen Missinterpretation der Bilder führen.

Die Dokumentation *Kiew brennt (All things ablaze)* wirkt wie eine 90-minütige Ausgabe von *No Comment*. Die ukrainischen Regisseure Oleksandr Techynskyi, Aleksey Solodunov und Dmitry Stoykov begleiten darin die Ereignisse auf dem Maidan, die im November 2013 als friedlicher Protest gegen Präsident Janukowytsch begannen und bald darauf in chaotische und blutige Straßenschlachten mündeten. Mit ihren Videokameras bewegen sie sich auf beiden Seiten, begleiten sowohl Demonstranten als auch die Polizei. Dass der Film für eine der Parteien explizit Stellung beziehen würde, kann man den Filmemachern sicher nicht vorwerfen. Das mag auch das Prinzip von *Kiew brennt* sein: nichts beschönigen, nichts verklären, nichts interpretieren. Die Bilder sollen unmittelbar auf den Zuschauer wirken.

Friedliche Stimmung schlägt um in Chaos und Gewalt

Zu Beginn ist alles noch recht harmlos und übersichtlich. Menschen versammeln sich, demonstrieren gegen die moskaufreundlichen Machthaber in Kiew, beschwören mit Willen und Optimismus den Umschwung. Dann geht die Regierung auf Konfrontations-

kurs und lässt Polizeitruppen den Demonstranten gegenüberreten. Der Ton wird rauer, die Stimmung aufgeheizter. Wer als Erster handgreiflich wird und mit Gewalt auf die andere Seite losgeht, kann von den Kameras nicht aufgelöst werden und ist letztlich auch unerheblich. In kürzester Zeit hat sich die Lage dramatisch verschärft, werden Autos demoliert, fliegen Molotowcocktails, bricht Chaos aus. Irgendwann werden die Bilder auf der Tonspur von einem permanenten Lärmteppich überlagert, minutenlange Detonationen, Schreie und Splintern von Glas.

Kiew brennt war im April bei goEast zu sehen. Das Festival des mittel- und osteuropäischen Films in Wiesbaden fand zum 15. Mal statt und trug dem Konflikt zwischen der Ukraine und Russland mit einer eigenen Sektion Rechnung: Unter dem Titel „Filmen gegen Krieg: Von Trauma und Aussöhnung“ wurden Filme präsentiert, die sich mit den kriegerischen Auseinandersetzungen in Osteuropa nach 1989 beschäftigen. Das schloss auch die teilweise noch schwelenden Konflikte im Kaukasus sowie die jugoslawischen Zerfallskriege mit ein. Von besonderem Interesse und im Zentrum des Programms standen aber fraglos die aktuellen Entwicklungen in der Ukraine.

Welche Bilder finden die Filmemacher für „das Unausprechliche und Unmenschliche“? Das war eine der Fragen, die dabei aufgeworfen wurden. Was *Kiew brennt* von typischer Fernsehberichterstattung unterscheidet, sind die Nähe und Unmittelbarkeit, mit der die Bilder über die Leinwand zu uns gelangen. Die Nachrichtenberichte und Reportagen, die die Korrespondenten in unsere Wohnzimmer bringen, sind in ihrer journalistischen Aufbereitung in der Regel darum bemüht, eine distanzierte Darstellung zu liefern – zwar authentisch, aber doch abgeklärt. *Kiew brennt* ist hier deutlich näher am Geschehen. Über einen Zeitraum von drei Monaten, von Ende November 2013 bis Februar 2014, sind die Filmemacher mittendrin, stehen an vorderster Front und fangen Impressionen ein, die einem Team, das nur temporär vor Ort ist, so kaum gelingen können.

Von den Ereignissen überrollt

Die drei Regisseure haben während der Drehs weitgehend unabhängig voneinander gearbeitet. Alle waren gleichberechtigt und ha-

ben das festgehalten, was ihnen persönlich wichtig erschien. So kommt es, dass neben all dem allgemeinen Chaos und den Aggressionen immer wieder Platz bleibt für kleine, teils absurde, aber auch sehr menschliche Episoden, die den Ereignissen Gesichter geben. Dmitry Stoykov bringt die meiste Geduld mit, eine von ihm festgehaltene Szene bildet das Herzstück des gesamten Films: Während Demonstranten einen überlebensgroßen Lenin zu Fall bringen (ein Bild, das an die amerikanischen Soldaten und das Saddam-Hussein-Denkmal in Bagdad erinnert), bahnt sich ein alter Mann den Weg durch die Menge und klammert sich an die Statue. Wenngleich der Mann und die jungen, euphorisierten Leute um ihn herum gänzlich andere Weltanschauungen vertreten, lassen sie ihn gewähren und werden nicht aggressiv. Vereinzelt „Häng dich doch auf“-Rufe werden von „Schlagt ihn nicht“-Mahnungen ausgekontert. Diese Szene spiegelt die Zerrissenheit des Landes stärker wider als viele Erklärungen von Politikern und Analysten. „Dmitry stand dort drei Stunden lang und hat einfach alles festgehalten. Und ohne diese Episode hätten wir heute wahrscheinlich keinen Film. Sie bleibt sicher am stärksten in Erinnerung.“

Vom Alltag in einer Krisenregion

Zu dem Ukraine-Schwerpunkt des Festivals gehörten auch Podiumsdiskussionen, von denen sich eine der Frage widmete: „Alltag in der Ukraine, Alltag in Russland – wie weiter? Was tun?“ Schnell kam die Sprache dabei auf die Manipulationen, denen sich die Bevölkerungen beider Länder momentan durch Einflussnahme der Politik und der gleichgeschalteten Medien ausgesetzt sehen. Oft genug, ohne sich dessen bewusst zu sein. „Die russische Propaganda ist hysterisch, sie ist aggressiv und zynisch“, sagt die deutsche Filmemacherin Irene Langemann. „Und die Menschen glauben sie.“ Langemann präsentierte auf goEast *Ukraine, November 2014*, ein aus drei kurzen Dokumentarfilmen bestehendes Programm, das im Auftrag der Deutschen Welle Akademie und des Auswärtigen Amtes entstanden ist. Die Institutionen initiierten ein Projekt „zur Förderung des nationalen Dialogs für ukrainische FernsehjournalistInnen und FilmemacherInnen“. Sechs regionale ukrainische Sender haben



Ukraine, November 2014:
Hinter dem Vorhang des Krieges
Zeit des Hospitals
Die Mauer

jeweils zwei ihrer Mitarbeiter für die Teilnahme ausgesucht. Je zwei Journalisten bzw. Kameraleute aus einem Sender im Osten des Landes bildeten ein Team mit zwei Kollegen aus dem Westen. Ziel des Projekts war es, kleineren regionalen Fernsehsendern dabei zu helfen, die fachlichen und ethischen Kompetenzen ihrer Mitarbeiter zu schulen. Langemann und der in Wiesbaden beheimatete Dokumentarfilmer Andrzej Klamt unterstützten und leiteten die ukrainischen Kollegen an. Herausgekommen sind jene drei kurzen Dokus, die zeigen, wie normale Menschen in ihrem Alltag versuchen, mit der Krise umzugehen. Etwa eine ukrainische Familie, die in *Hinter dem Vorhang des Krieges* nach Ausbruch des Konflikts aus ihrer Heimat im Osten des Landes flüchten musste und nun in Dnjepropetrowsk Verwundete pflegt und für die Kinder der Umgebung Puppentheater spielt. Die Episode *Zeit des Hospitals* begleitet die Mitarbeiter eines Militärkrankenhauses bei ihrer täglichen Arbeit. Der Film zeigt die unmittelbaren Auswirkungen des Krieges auf Ärzte und Patienten. „Ich bin meinen Mentoren Irene und Andrzej sehr dankbar für ihre Ratschläge und Hilfen“, sagt Marina Zhukovskaya. Die Regisseurin von *Zeit des Hospitals* arbeitet bei einem Sender in Odessa, betont aber den Unterschied zwischen Fernsehjournalismus und dokumentarischem Filmen. Erfreuliche Konsequenz ihrer Arbeit: Nach Ausstrahlung des Films im heimischen Fernsehen hat eine gemeinnützige Organisation Geld gespendet, um dem verletzten Wadim, der Arm und Bein verloren hat, Prothesen zu ermöglichen – für Marina Zhukovskaya Ansporn, weitere Dokumentationen zu entwickeln. „Vielleicht habe ich falsche Vorstellungen, aber ich hoffe, dass Dokumentarfilme die derzeitige Situation beeinflussen können. So wie *Zeit des Hospitals* etwas Gutes bewirken konnte.“ Und Mykhailo Moskalenko, der für die Episode *Die Mauer* verantwortlich zeichnete, in der er zwei Künstler porträtiert, die ihre Sicht auf den Konflikt mittels Street-Art zeigen, betont noch einmal die ungewöhnliche Zusammensetzung des Projekts: „In der Ukraine gibt es dieses Vorurteil, dass die Menschen im Osten und im Westen des Landes sehr verschieden seien. Bei unserem Film waren Leute aus beiden Teilen beteiligt und wir sind wunderbar miteinander klar gekommen und Freunde geworden.“

Highlights aus Georgien

Neben den aktuellen Dokumentarfilmen zum Russland-Ukraine-Konflikt gab es in der Reihe „Filmen gegen Krieg“ vorab auch mehrere Filme zu sehen, die anschließend eine reguläre Kinoauswertung erhalten haben: *Domino Effekt* etwa, eine Doku aus der zu Georgien gehörenden Region Abchasien, die lediglich von dem mit Georgien in Konflikt stehenden Russland als eigenständig anerkannt wird. Seit den 1990er-Jahren streben die Menschen dort nach Unabhängigkeit. Der Mittfünfziger Rafael, Sportminister Abchasiens, versucht nun, seine Heimat durch die Ausrichtung der Domino-Weltmeisterschaft ein wenig bekannter zu machen. Rafael und seine junge russische Frau Natascha stehen im Mittelpunkt des Films von Elwira Niewiera und Piotr Rosolowski. Dem Charme seiner Protagonisten ist es wohl zu verdanken, dass dieser liebenswürdige kleine Film den Weg in einige Programmkinos gefunden hat.

Freunde des Arthouse-Kinos ebenfalls begeistern dürfte der georgische Spielfilm *Die Maisinsel*, der Ende Mai in Deutschland anlief. Äußerst wortkarg kommen ein alter Mann und seine Enkelin auf einer winzigen Insel an der Grenze zu Abchasien an. Sie errichten eine Hütte und bauen Mais an. Gestört werden sie einzig von patrouillierenden Militärbooten. Regisseur George Ovashvili nimmt sich Zeit, seine Geschichte zu entwickeln und überwältigt den Zuschauer mit famosen Landschaftsaufnahmen.

Eine Nummer größer, aber keineswegs besser ausgefallen ist *The Search (Die Suche)*, der neue Film von Michel Hazanavicius. Dem Regisseur, dessen *The Artist* ihm 2011 zu weltweiter Bekanntheit verholfen hat, stand ein Budget von rund 22 Mio. Euro zur Verfügung. Im Tschetschenien des Jahres 1999 angesiedelt, ist ein kleiner Junge auf sich allein gestellt und auf der Flucht. Eine NGO-Mitarbeiterin nimmt sich seiner an. Beide ahnen nicht, dass die ältere Schwester des Kleinen unterdessen auf der verzweifelten Suche nach ihrem Bruder ist. *The Search* ist das Remake des gleichnamigen Fred-Zinnemann-Films von 1948. Während im Original, das in Deutschland als *Die Gezeichneten* bekannt ist, das verwaiste Kind durch die authentischen Trümmer deutscher Städte lief (gedreht wurde hauptsächlich in Nürnberg), verlegt Hazanavicius die Handlung in den



Domino Effekt



Die Maisinsel



The Search (Die Suche)

zweiten Tschetschenienkrieg. Doch während Zinnemann eine bewegende Geschichte in fast dokumentarisch anmutenden Bildern erzählte, verstrickt sich Hazanavicius in sentimental-überfrachteten Szenen, in einem mit zweieinhalb Stunden viel zu lang geratenen Film.

Zwischen Kiew und Moskau

Noch einmal zurück zum Kern des Programms „Filmen gegen Krieg“, den Konflikt zwischen Russland und der Ukraine. Als Vorab-Präsentation bekam das Wiesbadener Publikum *Kiew/Moskau* zu sehen. Die Dokumentation besteht aus zwei Blöcken, wobei der erste, wie Produzent Pavel Kostomarov es ausdrückt, die „Energie des Prozesses“ verdeutlichen soll. Gemeint ist damit das gleiche Prinzip, das auch *Kiew brennt* verfolgt: Bilder und Eindrücke aus der Zeit Ende 2013 werden unkommentiert aneinandergeschnitten, emotionalisierend, aber mit dem gleichen Ergebnis, dass es manchmal überaus schwer ist, das Gesehene nachvollziehen und einordnen zu können. So sinnvoll diese Methode den Filmemachern auch erscheinen mag: Nach der Rezeption beider Filme muss man letztlich konstatieren, dass die angestrebte Unvoreingenommenheit, mit denen die Bilder auf die Zuschauer wirken sollen, schlicht nicht funktioniert. Eine Einordnung, und sei es mitunter nur eine Bildtafel mit Ort- und Zeitangabe, ist für das Verständnis zwingend notwendig – gerade wenn sich das Geschehen über einen Zeitraum von drei Monaten erstreckt.

Interessanter ist der zweite Teil von *Kiew/Moskau*: eine Gegenüberstellung des Alltagslebens in den beiden Hauptstädten. Dabei werden Vertreter bestimmter Berufsgruppen – Ärzte, Lehrer, Politiker, auch Darsteller, die die Menschen in Bärenkostümen unterhalten – bei der Ausübung ihrer Jobs begleitet. So folgt die Kamera einem Ärzteteam, das zu einem Notfall im Zentrum der Protestaktionen in Kiew gerufen wird. Den gemeldeten Notfall können sie dort nicht finden, doch da sie von dem Kameramann auf ihrem Weg durch die Demonstranten begleitet werden, keimt plötzlich der Verdacht auf, es könnte sich bei ihnen um Spione handeln. Demonstranten setzen die Ärzte und das Kamerteam fest, am Ende landen sie gar in den Abendnachrichten. „Russland und die Ukraine sind

verbrüderte Nationen. Unsere Idee war, Brüder zu zeigen, die keine Brüder mehr sind“, erklärt Kostomarov den Impuls zu *Kiew/Moskau*.

Die Gegenüberstellung von Menschen, die den gleichen Job in zwei Städten machen, wobei sich vor allem das Leben in Kiew radikal geändert hat, ist reizvoll und gelungen. Bleibt einzig zu hoffen, dass Pavel Kostomarov die richtigen Passagen aus seinem Rohschnitt streicht und den Film noch um einiges kürzt. Die Zuschauer würden es ihm fraglos danken. Doch auch bei dieser unfertigen Fassung hat sich gezeigt, wie gut und wie wichtig der Blick auf die Situation in der Ukraine ist, gerade im Rahmen eines Osteuropa-Festivals wie goEast.

Dazu passend neu ins Leben gerufen hat goEast in diesem Jahr das Projekt „Young filmmakers for peace“, bei dem Nachwuchsfilmemacherinnen und -macher aus kriegsrischen Konflikt- und Post-Konfliktregionen Osteuropas nach Wiesbaden eingeladen wurden. Eigens konzipierte Workshops und Masterclasses hatten dabei das Filmemachen unter Bedingungen von gewalttätigen Auseinandersetzungen bzw. das Erzählen über solche Konflikte zum Thema. Zudem wurde das friedensstiftende Potenzial des Mediums Film ausgelotet. Bleibt zu hoffen, dass das Projekt Früchte trägt und die Nachwuchsfilmer in den kommenden Jahren mit eigenen Arbeiten über die Ukraine, Russland und andere Krisenregionen zu goEast und anderen Festivals zurückkehren.



Kiew/Moskau

Jens Dehn arbeitet als freiberuflicher Filmjournalist.

